

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gueze.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Nauch, Wiesbaden.

Abdruck aller Artikel verboten.

Nummer 5

Weihnachten, den 25. Dezember 1915

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 26. Dezember: Stephanus. **Montag**, 27. Dezember: Johannes Evangelist. **Dienstag**, 28. Dezember: Unschuld. Kinder. **Mittwoch**, 29. Dezember: Thomas u. A. **Donnerstag**, 30. Dezember: David. **Freitag**, 31. Dezember: Sylvester. **Samstag**, 1. Januar: Neujahr.

Weihnachtswunder

Von A. v. Heemstede.

Vom hohen Himmel nieder
Erklingen in der Nacht
Die alten Pieder wieder,
Die Frieden einst gebracht.
Wer mit dem Herrn im Kriege
Der trägt am Leben schwer;
Vom Kindelein in der Wiege
Will er nichts wissen mehr!

Nicht strahlt mit heller Kerzen
Der liebe Weihnachtsbaum,
Nicht jauchzt aus Kinderherzen
Die Lust im trauten Raum.
„Fort mit dem alten Blunder!
Ein Narr, wer heutzutage
Noch wie ein Kind an Wunder
Und Märchen glauben mag!“

Und murrend sinkt der Alte
In seinem Stuhl zurück;
Die finstre Stirnensalte
Spricht von verlor'nem Glück.
Im Winkel hille hoden
Mutter und Töchterlein
Und Frieden in die Seelen
Mach Tränlein mit hinein.

Sie weinen um den Lieben,
Der einst ihr Alles war —
Vom Vaterhuch vertrieben,
Verschollen manches Jahr.
Da ist das Glück geschehen
Auf Nimmerwiederkehr —
Vom hehren Weihnachtsfrieden
Verklungen längst die Mär.

Doch horch: da klirren Schritte,
Da stürmt's die Treppe hinan,
Und in des Zimmers Mitte
Steht ein gebräunter Mann,
Vor'm Vater, vor dem greisen,
Kniert er sich hin und schweigt,
Nur auf sein Kreuz von Eisen
Mit feuchtem Blick er zeigt.

Da breitet der die Arme
Um den verlor'nen Sohn,
Da brüht's aus tiefem Harne
Hervor im Jubelton:
„Ein Wunder ist geschehen,
Dell strahlt der Friedensstern,
Zur Krippe laßt uns gehen
Und danken Gott dem Herrn!“

Weihnachten

Evangelium des hl. Lucas 2, 1—14.

In jener Zeit ging ein Befehl aus vom Kaiser Augustus, das ganze Land zu beschreiben. Dies war die erste Beschreibung, und geschah durch Cyrenus, den Statthalter von Syrien. Und gingen hin, sich anzugeben, ein jeder in seine Stadt. Und auch Joseph von Galiläa von der Stadt Nazareth hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, weil aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um mit Maria, seinem verlobten Weibe, die schwanger war, sich anzugeben. Es begab sich aber, als sie daselbst waren, kam die Zeit, da sie gebären sollte. Und sie gebart ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war. Und es waren Hirten in derselben Gegend, welche hüteten und Nachtwache hielten bei ihren Herden. Und siehe, ein Engel des Herrn stand vor ihnen, und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher Christus der Herr ist. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend. Und so gleich war bei dem Engel eine Menge himmlischer Heerscharen, welche Gott lobten und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!

Noch ein Tag trennt uns von der Erfüllung des großen Geheimnisses der gnadenreichen Geburt Jesu Christi. Man kann sagen, daß wohl noch niemals seit der Ankunft des Erlösers die Geburt Christi oder das Weihnachtsfest heißer, inbrünstiger, verlangender und flehender von der ganzen Welt ersehnt und herbeigewünscht wurde, als im Kriegsjahre 1915. Und wenn

man näher zusieht, gewahrt man, daß die jetzigen Zeitumstände mit den Umständen der Welt vor 1900 Jahren viele Ähnlichkeit haben. Der Apostel nennt diese Zeitumstände die „Jahre der Zeit“ (Gal. 4, 4). Diese Jahre der Zeit ist mit andern Worten der Augenblick, da Gott das israelitische Volk und die gesamte übrige Welt für hinreichend vorbereitet hielt, den Messias aufzunehmen.

Eine äußere und innere Vorbereitung konnte man hier unterscheiden. Die äußere Vorbereitung lag in der günstigen Gruppierung der Weltmächte, in der Beeinflussung der heidnischen Völker durch das kleine, aber überaus günstig und vorteilhaft gelegene Volk der Israeliten, das wie ein Sauerbrunnen auf die Nachbarkörner wirksam war. Die innere Vorbereitung erstreckte sich auf die Gesittung und Gerechtigkeit, die Gott teils fördernd, teils zurechtweisend, so werden ließ, daß das Verlangen nach einem Retter und Erlöser um die bewußte Zeit die ganze Welt befeuerte. Innere und äußere Vorbereitung der Erlösung greift indessen in einander, eins fördert das andere, und eins ist abhängig vom andern.

Gottes Führung in der Weltgeschichte! Schon öfters haben wir über dieses Thema gesprochen. Aber nirgendwo erkennt man die Hand Gottes mehr als in den Geschehnissen, die der Erlösung vorhergingen und auf sie vorbereiteten. Die Grundzüge der Erlösung, wenigstens in großen Umrissen, war dem Menschengeschlechte bei seiner Vertreibung aus dem Paradies mitgegeben worden. Auch als die Menschheit infolge eines Eingreifens Gottes zerstreut wurde und eigene besondere Völkern, Familien sich gruppierten, nahm sie die Kenntnis von der zukünftigen Erlösung durch Gott mit sich.

Damit nun die Idee von Gottes Erlösung möglichst rein und unverfälscht erhalten bliebe, schlug Gottes Vorhersehung einen Weg ein, der auch in der nachchristlichen Zeit öfters von Ihm gewählt wurde. Es ist der Weg der Absonderung und besonderen Führung eines Teiles der Menschheit. Dieser Teil soll dann befruchtend, durchdringend, fördernd auf die große Masse wirken. In der vorchristlichen Zeit waren es die Israeliten, die als die Träger des Gottes- und Erlösergedankens von Gott ausgewählt wurden. Israel war das Salz der Erde. Zwar haben es andere Völker an weltlichen Wissenschaften, an Kultur weit übertroffen. Doch hat kein Volk den Gottesglauben und die Hoffnung auf den zukünftigen Erlöser so rein und unverfälscht auf die Nachkommen vererbt wie das kleine Volk am Jordan, das zur Zeit Christi vielleicht fünf oder sechs Millionen Seelen zählte.

Das Bild vom Salz der Erde oder vom Sauerbrunnen, der die ganze Masse durchdringt, führt uns zu dem Einfluß, den das auserwählte Volk nach dem Plane der göttlichen Vorhersehung auf die Umwelt ausübte. Schon fröhe begann dieser Einfluß. Um das Jahr 2000 v. Chr. berief Gott den Abraham aus seinen heimatischen Stammeslanden am Euphrat und führte ihn nach Palästina. Aber schon sein Urenkel Joseph, der durch auffallende Tugenden an den königlichen Hof kam, verpflanzte das Geschlecht nach dem kulturell hochentwickelten Ägypten. Das war bedeutungsvoll. Die kleine Kolonie, die anfangs aus sechsundsiebzig Köpfen bestand, vermehrte sich stark und betrug beim Auszug aus Ägypten etwa zwei Millionen Seelen. Israel empfing von Ägypten die Kulturgüter. Dafür erhielt das heidnische Land die Kenntnis von den Wegen der göttlichen Offenbarung. Denn es ist einleuchtend, daß die Ägypter mit den heiligen Schriften der Juden bekannt werden mußten.

Nach vierhundertjährigem Aufenthalt in Ägypten kam Israel in das gelobte Land zurück, und dann erlebte das Volk eine Zeit der Blüte und Macht. Der rege Verkehrsverkehr brachte es mit vielen orientalischen Völkern in Berührung. Der Glanz und die Pracht des salomonischen Hofes zog fremde Herrscher an und regte den Austausch von materiellen und geistigen Gütern mächtig an. Das und manches andere war geeignet, die Wahrheit der geoffenbarten Religion zur Anerkennung zu bringen und die Heiden auf die Erlösung vorzubereiten. Außerdem hat Gott einzelne Männer mit Aufgaben betraut, die sie mitten unter die Heiden führten und einige Strahlen der göttlichen Offenbarung aufleuchten ließen. Die Propheten Elias und Elisha kamen infolge ihres Berufes, den Willen Gottes anzukündigen, mehrfach in benachbarte heidnische Gebiete. Bekannt ist die Sendung des Propheten Jonas an die Weltstadt Ninive mit der Androhung, der Herr werde die Stadt vertilgen, wenn sie nicht Buße tue. Da die Stadt die Predigt des Propheten beachtete, wird sie sich mit dem Gotte des Propheten gewiß näher bekannt haben. Einige Jahre vor der Wegführung des Reiches Juda in die babylonische

Gefangenenschaft waren in Jerusalem beim König Sedezias Abgesandte des Königs von Edom, des Königs von Moab, des Königs der Ammoniter, des Königs von Tyrus und des Königs von Sidon versammelt, um ein Bündnis gegen den König von Babylon zu beraten. Allein der Prophet Jeremias ward von Gott nach Jerusalem gesandt, und er trat vor die Abgesandten und vor den König Sedezias und sprach zu ihnen: „So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: So sollt ihr zu euren Herren sagen: Ich habe die Erde, die Menschen und die Tiere, die auf dem Erdboden sind, gemacht durch meine starke Macht und meinen ausgestreckten Arm, und ich gebe sie, wem ich will.“ Dann gab er ihnen den Befehl, sich dem Könige von Babylon zu unterwerfen. (Jerem. 27, 5.)

„Der Geist Gottes weht, wo er will.“ Wo die Kunde von der Offenbarung Gottes durch seine Boten und Propheten nicht hingetragen wurde, da erweckte er im Schoße des Volkes selbst seine Gesandten, die, ohne es zu wissen, dem Herrn die Wege bereiten halfen. Ist nicht Sokrates unter den Griechen ein solcher Bote Gottes! Wo immer aber solche Männer in einem Volke aufgetreten waren, da fanden die Glaubensboten offenes Gehör und weite Herzen, als das Evangelium der frohen Botschaft wirklich zu ihnen drang. Je häufiger diese „Räuser in der Wüste“ ihre Stimme erhoben, desto stärker mußte bei den Völkern das Bewußtsein wach werden, daß das tiefe Elend, unter dem der größte Teil der Menschheit schmachtete, nicht anders schwinden könne, als durch Hilfe von oben. Mit anderen Worten: Die Sehnsucht nach dem Erlöser mußte wachsen, je elender der sittliche Zustand der Menschen wurde. Auch das war von der göttlichen Vorsehung beabsichtigt. Gott war nicht der Urheber der sittlichen Verkommenheit der vorchristlichen Welt, aber er benutzte das Böse, oder er ließ das Böse zu, um Großes zu erreichen.

Das Verlangen und die Sehnsucht nach Hilfe und Rettung und Erhebung aus dem tiefen Fall war bei Juden und Heiden gleichermassen vorhanden. Nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenenschaft raffte sich das Volk wieder auf und erlebte eine mehrhundertjährige innere und äußere Blüte. Ein neuer Verfall trat aber ein, als die Parteikämpfe um die Führung des Volkes in Staat und Kirche einsetzten. Der Geist des Gesetzes ging immer mehr verloren und eine große Sittenlosigkeit riß ein.

Wenn beim ausgewählten Volke, beim „grünen Holze“, dies geschah, was sollte dann erst beim „dürren“ geschehen! In der Tat herrschte bei den Heiden trotz aller Philosophie eine gänzliche Unwissenheit in religiösen Dingen und eine maßlose Sittenlosigkeit. Die Besten unter ihnen erkannten ihr tiefes Elend und sehnten sich nach Hilfe. Bekannt ist das Sehnsuchtswort des römischen Dichters Horaz (gestorben im Jahre 8 vor Chr.): „Komm endlich, du Sohn der erhabenen Jungfrau, bleib lange unter deinem Volke, kehre spät in den Himmel zurück, und finde deinen Gefallen, hier Vater und Fürst genannt zu werden.“

Die Schöpfung des gewaltigen römischen Staates, der zur Zeit Christi seine größte Ausdehnung aufwies, war eines der mächtigsten und wirksamsten Mittel in der Hand der Vorsehung, um dem Messias die Wege zu bereiten. Die Boten des neuen Evangeliums konnten dann ungehindert ihre Missionsreisen antreten. Die den Römern eigentümliche straffe Organisation und Verwaltung kam in vollem Maße der Verbreitung des Christentums zugute.

Das alles war die „Fülle der Zeiten“, wie die hl. Schrift sich ausdrückt. Gottes Führung in der Weltgeschichte! Dieses Wort müssen wir sagen, wenn wir die vormessianische Zeit an unserem Geiste vorbeiziehen lassen.

Auch jetzt beobachten wir, daß schwerwiegende Ereignisse um uns herum sich vollziehen. Wir alle und ein jeder von uns spielt in diesen Ereignissen eine Rolle, ein jeder trägt dazu bei, daß die Pläne Gottes sich verwirklichen, dann nämlich, wenn er den Platz recht ausfüllt, an den ihn die Vorsehung gestellt hat. Was für ein Lohn wird uns bereinst werden, wenn wir auf die Pläne Gottes eingegangen sind und brauchbare Werkzeuge in seiner Hand gewesen sind! Bpe.

Der hl. Johannes — der Lieblingsjünger des Herrn

(27. Dezember.)

Der Jünger, den Jesus liebte. (Joh. 21, 7.)

Das Weihnachtsfest, dem das liebliche Krippenbild, die fernengeschnittenen Tanne und die hl. Vieder mit kindlichem, wiegendem Rhythmus einen ganz eigentümlichen Zauber verleihen, ist so recht ein Fest der Liebe, das an die unsagbare Herablassung eines Gottes erinnert, die einer göttlichen Liebe entspringt, das aber auch die Herzen der Menschen in Liebe zusammenschlagen läßt; besonders die Herzen der Hausgenossen, die sich wieder einmal um den duftigen, traulichen Christbaum zusammenfinden. In diese Gedanken paßt auch schon das Fest dessen hinein, den Jesus auf Erden besonders liebte, das Fest des milden, liebevollen Jüngers Johannes.

Johannes stammte aus Bethsaida, einem Städtchen am See Genesareth; sein Vater hieß Zebedäus, seine Mutter Salome, sein älterer Bruder Jakobus. Er war wie Vater und Bruder Fischer; die Familie war aber nicht arm, denn der Heiland wurde von des Heiligen Mutter während seines öffentlichen Wirkens unterstützt. Wenn Johannes auch keine

wissenschaftliche Ausbildung erhalten hatte, so besaß er doch reiche Geistesgaben, war er doch eines hohen Gedankenfluges fähig, wie sein Evangelium beweist. Sein gottliebendes Herz führte ihn wohl früh unter die Jüngerschaft des Vorläufers des Herrn, der ihn und Andreas zuerst auf den Heiland aufmerksam machte. Die erste Begegnung mit dem Welterlöser machte einen solchen Eindruck auf Johannes, daß er von ihm fortging mit dem Bewußtsein, den Messias gefunden zu haben. Dieser Eindruck wurde zur Gewißheit, als er Zeuge vom ersten öffentlichen Wunder auf der Hochzeit zu Kana sein durfte, Zeuge der Ereignisse auf der Reise nach Napharnaum, nach Jerusalem, durch Samaria, vor allem auch Zeuge des reichen Fischfangs. Johannes kehrte dann noch einmal in die Heimat zurück, folgte dann aber bald dem Rufe des Herrn für immer zugleich mit Petrus, Andreas, den Landsleuten, und mit Jakobus, dem Bruder. So wurde er des Heilands Jünger und Apostel.

Zwischen dem Heilande und Johannes entstand bald eine besonders enge Freundschaft; die hl. Väter sagen, wegen seiner jugendfränklichen Reinheit habe der Gottessohn ihn besonders innig geliebt, dazu kam sicher das Milde, Liebevollen seines Charakters; der Heilige konnte sich nur dann ereifern, wenn es die Ehre seines geliebten Meisters galt; in diesem Eifer wollte er Feuer auf die hartherzigen Sichemiten herabrufen, die den Heiland nicht aufnehmen wollten, im selben Eifer wollte der milde Greis später mit dem Irrlehrer Cerinthus nicht unter einem Dache wohnen.

Auch bei Johannes mußten die Messiaserwartungen eine Wandlung durchmachen; daß auch er anfangs in dieser Sache irdisch fühlte, beweist die Bitte der besorgten Mutter, die den beiden Söhnen im Messiasreiche einen Platz zur Linken und Rechten des Heilands erbat.

Den bevorzugten Platz beim Abendmahle — an der Brust des Herrn — verdiente er durch seine besondere Treue, auch in der Zukunft; er allein folgte dem Herrn mutig bis unter das Kreuz, erhielt dafür aber auch in einem herrlichen Vermächtnis das Feuerste, das der Herr zu vergeben hatte — seine heilige Mutter.

Nach der Sendung des hl. Geistes verblieb Johannes in Jerusalem, wo er mit dem Fürsten der Apostel öfter zusammen erscheint. Aus der hl. Stadt, wo so viele teure Erinnerungen ihn festhielten, vertrieb ihn weder die Verfolgung, an deren Spitze sein späterer großer Mitapostel — damals noch Saulus von Tarsus — stand, noch der Martiertod seines Bruders Jakobus. Bei der ersten Kirchenversammlung, dem Apostelkonzil, sprach er als „Säule der Kirche“ ein gewichtiges Wort in der bekannten Frage über die Geltung des jüdischen Gesetzes für das Christentum. Wann er Jerusalem verließ, ist nicht sicher; sicher aber ist, daß er von Ephesus aus als Oberhaupt die kleinasiatische Kirche leitete und unter den Christen des Orients ein großes Ansehen besaß. In Ephesus erzog er auch die großen Kirchenfürsten des Urchristentums: St. Ignatius von Antiochien und St. Polycarpus von Smyrna.

In der grausamen Verfolgung des Domitian wurde er nach Rom geschleppt, in einen Kessel siedenden Oels geworfen; da er aber unverfehrt blieb, auf die öde Insel Patmos verbannt. Hier schrieb er das prophetische Buch des neuen Bundes, die „Geheime Offenbarung“; er ist außerdem Verfasser dreier Briefe und des vierten Evangeliums. Von der Erhabenheit und Großartigkeit dieser hl. Botschaft hingerissen, schrieb der hl. Augustin die begeistertsten Worte: „Der hl. Johannes ist ein Adler, der die höchsten Geheimnisse verkündet, der das innere und ewige Licht mit festem Auge betrachtet. Die übrigen drei Evangelisten wandeln gleichsam mit dem Herrn auf Erden; sie sagen nur Weniges von seiner Gottheit. Johannes aber, gerade als ob es ihn ansehe, auf der Erde zu gehen, erhebt sich, wie er auch beginnt, nicht nur über die Erde und über die Regionen der Luft und des Himmels, sondern er steigt gewissermaßen über die Scharen der Engel und aller unsichtbaren Mächte und gelangt so zu dem, durch den alles gemacht ist, indem er schreibt: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Bedenket also wohl, wie Erhabenes der beschrieb, der dem Adler verglichen wurde.“

Ein Ereignis aus den letzten Tagen des Apostels teilt uns der hl. Hieronymus mit: „Als der selige Evangelist Johannes die letzten Tage seines Lebens in Ephesus verbrachte, wo er kaum noch mit Unterstützung seiner Jünger die Kirche besuchen konnte, vermochte er nicht mehr in längerer Rede zu sprechen, und so sprach er bei den einzelnen Gottesdiensten nur die Worte: „Kindlein, liebet euch untereinander!“ Als die Schüler und die Christen, die dort anwesend waren, schließlich es überdrüssig wurden, immer dasselbe zu hören, sprachen sie: „Meister, warum sagst du uns immer das Gleiche?“ Da gab der Heilige die wahrhaft johanneische Antwort: „Weil dies des Herrn Gebot ist; wenn es allein erfüllt wird, dann ist's genug.“

Eine andere Begebenheit, die so ganz und gar den Jünger der Liebe kennzeichnet, ist der Inhalt der bekannten Herberschen Legende: Der gerettete Jüngling, wo der Heilige durch seine milde Liebe einen Räuber bekehrt, der einst sein Schüler gewesen, dann aber auf die schlimmsten Abwege geriet.

Um das Jahr 100, im hohen Alter von neunzig Jahren, starb der letzte Apostel; der einzige, der durch einen natürlichen Tod sein Leben beschloß.

An vielen Orten trinkt man heute die „Minne des hl. Johannes“; ein sinniger Brauch, der gerade jetzt seine besondere Bedeutung hat. Der furchtbar grausame Krieg, der die Liebe scheinbar nicht kennt, hat die Liebe zu vielseitigster Arbeit auf den Platz gerufen. Je mehr diese Liebe nach dem Beispiele und der Lehre des hl. Johannes geübt wird, umso tiefer wird sie in die Herzen eindringen, umso sicherer wird sie die Kriegsschäden heilen, umso herrlicheren Lohn wird sie im Jenseits finden.

*

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen gibt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du.
O, gib das Herz aus deiner Brust. (Weibel.)

P. S. B., O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B. O. F. M.

Der Glaube

(4. Fortsetzung.)

Als ich einmal auf einem größeren deutschen Bahnhofe am Fenster meines Abteils stand, um das Leben um mich herum ein wenig zu betrachten, aber auch, um durch meine Klutte einer Überfüllung des Koupees vorzubeugen, stand plötzlich ein junger Mann mit einem riesigen Koffer vor mir und bat außerordentlich höflich, in gebrochenem Deutsch, um die Erlaubnis, bei mir einzusteigen. Auf mein „Bitte!“ ging die Tür auf, und mit einiger Anstrengung seiner- und meinerseits wurde der Koffer samt Eigentümer in den Zug befördert. Mein neuer Bekannter stellte sich nun förmlich vor; er war ein junger Protestant aus Bordeaux, der zu Verwandten in Berlin auf Besuch wollte.

Er hatte sich kaum im Abteil ein bißchen häuslich eingerichtet, da rief er nach zwei Schinkenbrötchen; eins mußte, ob ich wollte oder nicht, für mich sein. Der Zug fuhr weiter, und nun begann auch die Unterhaltung. Mein Gegenüber erzählte mir, daß er ein Mitglied der „Union chrétienne“ sei, die Katholiken und Protestanten umfasse; das Abzeichen dieser „christlichen Vereinigung“ trug er offen auf der linken Brust. Als er erfahren, daß ich Theologie studierte, um noch im selben Jahre zum Priester geweiht werden zu können, fastete er die Hände und bat mich: „Ach, lieber Herr, studieren Sie nicht mehr, aber wirken Sie! Lassen Sie die Abtötung, das Chorgebet, vor allem des Nachts, und gehen Sie in die Großstädte und führen Sie die Sünder zu unserem Herrn Jesus! Wirken! Wirken! Glauben ist einerlei! Lassen Sie besonders das Studieren!“

„Aber, lieber Herr“, erwiderte ich, „ich muß doch für mein Wirken einen vernünftigen Grund haben, den erhalte ich aber nur durch den Glauben, und den erfasse ich wiederum durch ein geordnetes Studium.“

„Ach was, Studium! Wirken! Wirken!“

„Für wen wirken Sie denn, wenn ich fragen darf?“

„Aber doch für unsern Herrn Jesus!“

„Aber den lernt man doch durch den Glauben kennen!“

„Nein! Nicht Glauben und Studium — Wirken, Belehren!“

„Ja, warum wirken Sie denn für unsern Herrn Jesus?“

„Weil er Gott ist, nicht wahr?“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Das sagt mir mein Gefühl!“ Dabei legte er seine Hände wie zur Betenerung auf die Brust.

„Ja mein Lieber! Da sind Sie besonders glücklich veranlagt; dies Gefühl haben nur die Wenigsten. Ob's bei Ihnen selbst in allen schweren Stunden standhält? Der Glaube, der durch vernünftiges Studium erfasste Glaube, und der im Werke geprüfte Glaube, der hält auch in trüben Stunden ausrecht. Ein Wirken, das sich auf ihn stützt, sich nach ihm richtet, ist allein eines denkenden Mannes würdig.“

„All mein Einreden half nichts; mein eifriger Franzose trennte sich von mir mit der Bitte: „Also lassen Sie Studium und Glauben und wirken Sie!“ Er sprach damit einen Gedanken aus, der auch dem zu Grunde liegt, was ich einmal irgendwo las: „Wer Gott fürchtet, seinen Nächsten liebt und die Sünde mehr haßt als den Tod — der hat den rechten Glauben.“ Noch drastischer wird die Notwendigkeit eines bestimmten, festen, lebendigen Glaubens geleugnet in dem bekannten Verse:

„Jude, Heid' und Gottentott
Glauben all' an einen Gott!“

So kann nur ein gedankenloser Mensch sprechen, ein Mensch, den besonders glückliche Verhältnisse auf gute Bahn geführt, auf guter Bahn gehalten; wenn er ein denkender Mensch sein will, muß er die Notwendigkeit eines bestimmten Glaubens, wie wir ihn eingangs dieser Abhandlung charakterisiert haben, anerkennen.

Die hl. Schrift, das Wort Gottes, drückt wenige Forde-

cungen deutlicher und bestimmter aus: „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ (Mark. 16, 16.) „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet, weil er an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes nicht glaubt.“ (Joh. 3, 18.) „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.“ (Joh. 3, 36.) „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen.“ (Hebr. 11, 6.) „Das ist sein Gebot, daß wir glauben an den Namen seines Sohnes Jesu Christi.“ (1. Joh. 3, 23.) „Bewahre den Glauben und ein gutes Gewissen!“ (1. Tim. 1, 19.)

Diese Stellen können nicht mißverstanden werden; sie sind zu klar; sie lassen das Gerede über das Absehen von einem festen, lebendigen Glauben völlig verstummen.

Doch nicht nur Gottes Wort, auch die Vernunft tritt für die Notwendigkeit des Glaubens ein.

Seinem Wesen nach ist der Glaube die Grundlage alles übernatürlichen Lebens, alles Heiles, das seine Forderungen stellt; aber auch seine Gaben spendet. Wenn ich zu irgend einer Vereinigung gehören will, dann ist es selbstverständlich, daß ich an ihr Bestehen, an ihre Verpflichtungen, an ihre Vorteile glauben muß; das leugnet doch wohl keiner! So ist es auch mit dem Glauben. Ohne ihn weiß ich weder etwas von meiner übernatürlichen Bestimmung, noch von den Mitteln, sie zu erreichen, noch von den Vorteilen, die mir ihre Erreichung bietet. Alles dieses lehrt mich der hl. Glaube, der also so notwendig ist, wie die Erreichung dieses meines ewigen Zieles selbst. Wenn Dante den Glauben den ersten Schritt zum Heile nennt, dann liegt darin auch schon seine Notwendigkeit begründet; dann heißt das nichts anders, als daß ich ohne diesen bestimmten ersten Schritt nie zum Ziele komme.

Der große Mathematiker von Syrakus, Archimedes († 212 n. Ch.) sprach einst das kühne Wort: „Gib mir einen Stützpunkt, und ich hebe die Welt aus ihren Angeln!“ Den konnte ihm natürlich keiner geben, so blieb seine Verheißung eben ein leeres Wort. Wer ohne den Stützpunkt des Glaubens ist, kann die Großtat seiner Seelenrettung auch nicht ausführen. Wer aber im Glauben den unerschütterlichen Felsgrund der Ewigkeit unter den Füßen hat, der hat damit — um mich eines technischen Ausdrucks zu bedienen — die Operationsbasis für die Eroberung des Himmels. Und da dies Erobern unbedingt zu unserer endgültigen Befreiung, zu unserem wahren Glücke notwendig ist, ist es auch der Stützpunkt, der Glaube.

St. Chrysostomus schreibt in bezug auf unser Thema: „Wir haben überall den Glauben nötig. Er ist uns ein Führer zum Leben und eine heilbringende Arznei fürs Leben. Ohne den Glauben kann niemand die Lehre göttlicher Dinge erfassen, und wer sie ohne den Glauben erfassen will, der gleicht denen, die ohne Schiff übers Meer setzen wollen. Nach einer kurzen Strecke wird ein solcher an Händen und Füßen ermaten und von den Wellen verschlungen werden. Wer sich auf die bloße Vernunft verläßt, leidet ohne den Glauben Schiffbruch!“

In einem wenig bekannten Buche lese ich: „Es machten einmal zwei eine Reise miteinander; der eine hatte ein paar hundert Goldstücke bei sich, der andere nur eine Flasche Wein und Brot. Da kamen sie in eine große Wüste, wo man für teures Geld nichts haben konnte. Gern hätte der eine all sein Gold hingegeben, wenn er ein Glas Wasser und einen Bissen Brot hätte bekommen können; allein er mußte samt seinem Gelde Hungers sterben, während der andere vom Hungertode gerettet wurde. Gerade so ist es mit dem Glauben! Es mag einem die halbe oder meinetwegen die ganze Welt gehören, wenn man den Glauben, den wahren christlichen Glauben nicht hat, so geht man samt seinem Geld und Gut ewig zugrunde. Diese Notwendigkeit des Glaubens erkannten alle Martyrer an, darum opferten sie bereitwillig ihr Leben hin, allein um des Glaubens willen.“ Deshalb sandte Gott auch seinen Sohn auf die Erde, daß er neben dem Erlösungswerke uns auch die Botschaft des Glaubens brächte; deshalb gründete Christus schließlich auch die Kirche mit ihrem Lehramte und stattete es mit Unfehlbarkeit aus.

St. Augustin schreibt: „Der Glaube ist der Anfang des menschlichen Heiles. Ohne diesen Glauben kann niemand zur Zahl der Kinder Gottes gehören. Wandelt man hier nicht nach dem Glauben, kann man dort nicht zum Schauen gelangen.“ Klemens von Alexandrien behauptet: „Der Glaube ist dem Christen so notwendig, als dem, der lebt, das Atemholen.“ Der hl. Bonaventura versichert uns: „Wie ein materielles Gebäude nicht möglich ist ohne Grund, so läßt sich auch das Gebäude der Tugend und der Vollkommenheit nicht aufbauen und erhalten ohne den Glauben.“

Also willst du, lieber Leser, am edelsten Teile deines Wesens und Seins, an deiner Seele nicht für ewig in Not und Nacht versinken, in jammerndem Wachen und unendlichem Weh vergehen, sondern für ewig in Licht und Befreiung jubeln, dann glaube fest, dann wirke gemäß diesem, deinem Glauben, dann zeige deinen herrlichen Glauben vor der Welt, und er gibt dir unermesslich große Güter an Licht und Kraft für das mühsame und gefährvolle Wallen und Wirken deines Erdenwandels. Davon das nächste Mal!

(Fortsetzung folgt.)

Bethlehem

Von einem Reisetagebuch.

Sehr Kilometer von Jerusalem entfernt, an einem reich mit Wein-
Pflanzungen, Granat- und Delbäumen bedeckten Hügelzug, liegt die Stadt
Davids, der Geburtsort Christi, Beth-lächem; zu deutsch: „Haus
des Brotes“.

Dahin gelangt man, von Jerusalem kommend, auf einer guten,
aber staubigen Straße, vorbei am Sultansteich und an der von Moses
Montenegro gestifteten Judenkolonie, vorbei an der Stelle, wo einmal
das Landhaus des Kaiphas stand, und vorbei an einer Zisterne, genannt
der „Sternbrunnen“ oder „Brunnen der heiligen drei Könige“.

Bethlehem macht auf den Besucher einen ungemein freundlichen
Eindruck, es ist, im Gegensatz zu Jerusalem, rein und sauber gehalten
und merkwürdigerweise ganz christlich geblieben, denn es beherbergt
anher etwas mehr als hundert Mohammedanern nur Angehörige christ-
licher Glaubensgenossenschaft. Die Gesamtzahl der Einwohner dürfte
heute etwa 6000 überschritten haben.

In den massiven, burgähnlichen Bauten, welche die Geburtsstätte
Christi umschließen, gelangt man über einen großen, rechteckigen Platz,
den Marktplatz. Rechts von diesem liegt das armenische Kloster, links
das Kloster der Franziskaner mit der St. Katharina-Kirche, dann
mehrere Schulen und Unterhufhäuser für Pilger. Dann befindet sich
dort auch noch die Haupt- und Marienkirche, welche jedoch, nebst den
sie umschließenden Gebäuden, den Orthodoxen, d. h. den Russen, gehört.

Tritt man in die ursprünglich Basilika, erbaut von der heiligen
Helena, so sieht man zunächst in der einschiffigen Kirche 48 Säulen-
monumente in vier Reihen, über welchen das Dachgerippe, ursprünglich
Zedernholzbalken, sich aufbaut. Von dieser Kirche führen mehrere Stufen
in eine Grotte hinauf; das ist jener Stall, in welchem Jesus Christus
geboren wurde; dreißig große, ungemein solide Lampen hängen vom
Gewölbe der Kellergrotte herab, und weitere sechs hängen eine
halbbrunde Nische unter dem Altar, wo in dem Steinblock ein silbernes
Stern die lateinische Inschrift trägt: „Hier wurde, von Maria der
Jungfrau, Jesus Christus geboren.“

Die Katholiken hatten in den letzten Jahren auf diese heilige Stätte
sehr verdrüsses Recht mehr, nur der in der Nähe befindliche Altar,
genannt der Altar der hl. drei Könige, ist Eigentum der Katholiken. Seit
dem Jahre 1873, wo ein in der Christnacht von janssen-
orthodoxen Borden in Szene gesetzter Zusammenstoß mit den anders-
gläubigen Christen stattfand, befindet sich ständig ein türkischer Wacht-
posten in der Grotte; ein mohammedanischer Soldat mußte an der Geburts-
stätte Christi unter Christen die Ordnung aufrecht halten! Hoffentlich
wird der jetzige Krieg hierin auch eine Aenderung bringen und der
Annäherung der Russen ein Ende machen.

Anschließend an die H. Grotte reihen sich noch mehrere unter-
irdische Kapellen und zwar mit den Altären des „heiligen Joseph“
und dem der „Unschuldigen Kinder“. Aus diesen Grotten gelangt
man in die Geheisskammer des großen Kirchenlehrers, des hl. Hieronymus,
der bekanntlich lange Jahre hier gewohnt und die Bibel übertrug hat.
Steigt man dann wieder aufwärts, so gelangt man in die Pfarrkirche
der Katholiken Bethlehem, die St. Katharina-Kirche. An diesen
heiligen Orten halten die Franziskaner tagtäglich Prozessionen ab, ebenso
die Griechen, Armenier, selbst die Mohammedaner halten
die Geburtsstätte Christi, ihres zweiten Propheten, in sehr großen Ehren.

Im Garten des Franziskanerklosters wird ein großer Orangen-
baum gezeigt, den der hl. Hieronymus selbst gepflanzt haben soll.
Der Pilger unterläßt es auch nicht, die sog. Milchgrotte zu besuchen,
eine natürliche Höhle in weichem, milchweißem Kalkstein, wo sich die hl.
Familie aus der Flucht nach Ägypten, einige Zeit verweilt haben soll.
Christliche und mohammedanische Frauen, auch Beduinenweiber, wohnen
in dieser Grotte mit feinstem Del gefüllte kleine Krüge. Etwas entfern-
ter von dieser Grotte befindet sich dann das Dirstendorf mit dem Vir-
teuseld.

Ein Bethlehemvölger verläßt nicht, auch den Darmherzigen
Pavillon, die in dem nahegelegenen Tannur ein Spital unterhalten, einen
Besuch abzugeben, und wenn er ein Deserteur ist, wird er dort
obendrein noch Landsteine finden, denn das Spital ist Eigentum der
österreichischen Ordensprovinz.

In der Nähe von Tannur liegt auch der Aker, auf dem die
bekannten, vielfach zu Rosenkränzen verwandelten, sternartigen Erbsen-
süßgülden gesät werden. Die Legende weiß zu berichten, daß an
selbiger Stelle der Heiland einst einen Bauer gefragt haben soll, was
er denn auf dem Felde eingebracht habe, worauf der Bauer unwillig
geantwortet habe: „Steine.“ Der Heiland habe darauf entgegnet: „Was
du sädest, sollst du auch ernten!“

Bethlehem, obwohl das ganze Jahr von Pilgern besucht, weiß jedoch
den größten Besuch an den Weihnachtsfesten auf, denn fromme Christen
eilen aus aller Herren Länder herbei, um wenigstens einmal in ihrem
Leben eine Christnacht in Bethlehem verbringen zu können und mit
den Wächtern in der Dreikönigsnacht dort einzuführen: Christus natus
est! Der Heiland ist geboren.

Stille Nacht, heilige Nacht

Von Marie Wasserburg.

Schnee! Schnee! Schnee! Vergnügt putzen die Händchen der
Kleinsten zusammen, freuen sich unendlich über das große Neuschnee-
niederschlag, wobei die Engel so fleißig die Betten schütteln, daß die ganze
Erde von den Federn bedeckt wird. In tollen Reigen wirbeln sie her-
umher, sehen dem alten Stadtturm eine blütenweiße Haube auf den
rundem Kopf, putzen über und untereinander, gesagt von der Winds-
braut, die mit vollen Ecken in sie hineinspült. Jetzt ist ihr aber der
Kuss ausgegangen, langsam, feierlich sinkt nun Blöße um Blöße,
legt sich auf das mächtige Portal der Klosterkirche, vermauert die
Fenster der Seitenhalle, die das Tageslicht nur durch einen Spalt
nach draußen hereinlassen. Schwester Maria schüttelt ob der Rührer-
nis misbilligend den Kopf. Oar behutsam legt sie ihr Knie-
süßchen auf das Stroh, holt die Hirten hervor mit ihrem Götter,
doch als sie die heiligen drei Könige erguckt, die in ihren Prunk-

gewändern gar mächtig anzusehen sind, da glühet sie Licht an, das
mit sie ja nur keinen Schaden nehmen.

Heiliger Abend! Und immer noch schneit es, immer dichter
fallen die Flocken, fließen Belast und Stille in königlichen Hermelin,
schließen alles Geräusch der Stadt, so daß es still wird, ganz still! Der
heilige Abend weht seinen Zauber. Geräuschlos vollzieht sich der letzte
Besuch, kein Auto tut, ja sogar das Rauschen der Elektrischen hat auf-
gehört. Der Schnee hat selbst sie, die rastlos dahinjauende, gebannt.
Da, durch die tiefe Stille die sonoren Klänge des Domes! Sie klingen das
Herz an die heiligen Nacht. Als Derolde des göttlichen Kindes
schweben die Klänge durch den Aether. Die Menschheit horcht auf, bis
ins Herz ergriffen von dem erhabenen Geschehen dieser Nacht! Es
hat zu schneien aufgehört. Die reine Luft trägt der Klänge Botschaft
weit hinaus über das verschneite Häusermeer, über die verträumten
Straßen, weit hinaus über Tal und Hügel, wo sie sich mit ihren
Schwestern verbinden, das ganze All erfüllend mit ihrem Jubelton.

Scheint auch in der Stadt alles in feierlicher Erwartung ver-
sunnt, so herrscht doch draußen am Bahnhofs reges Leben. Hier halten
die Menschen durcheinander, Zugverpätungen werden allüberall gemeldet,
der ganze ungeheure Verkehr ist ins Stocken geraten. Aufgeregt stehen
die Passagiere herum, sie alle möchten so gerne heute noch ihr Ziel
erreichen. Hier steht ein Mann, der von Frau und Kindern schuldlos
erwartet wird. Bis zum letzten Augenblicke mußte er dem Erwerb nach-
gehen, aber jetzt ist abgeschlossen, jetzt hat er zwei wundervolle Tage,
die er ganz den Seinen widmen kann. Dort die alte Frau möchte zu
den Enkelkindern, wer weiß, ob ihr noch ein Weihnachtskinderchen
geschenkt ist. Die beiden Jungen in der Ecke werden von Ungeduld
verzehrt. Die Eltern warten auf sie, und immer wieder heißt's:
„Geht's denn noch nicht bald los?“

„Abwarten!“ meint der Beamte, bemüht, bei dem Anblick des
schneefallenden Blicks die Bitterkeit der Antwort zu mildern. In
die hinterste Ecke des Wartesaales gedrückt, sitzt still ein junger Bursch.
Nervös betrachtet er das Dunkel auf seinem Schoß, in das die Geheule
für die Geheule eingebunden waren. Seit einem Vierteljahr ist
er in der Lehre, hat sein Dorf nicht mehr gesehen, sein Dorf, aus dem
er nie auch nur für einen Tag fort gewesen. Vergessen ist das Heim-
weh, all die schlimme Zeit heute abend, heute, in zwei Stunden vielleicht
schon, ist er daheim, daheim bei seinen Leuten. „Ganz, ganz bis
morgen. Bei dem Schnee kommt ja der Zug nicht durch,“ rief die wohl-
meinende Weiberin. Warten, er soll warten! Stumm schüttelt er
den Kopf. Wie er so zärtlich das Vebuchchen streichelt, das er fürs
Kleine Marienchen gekauft, da sieht selbst die Weiberin, daß es für
ihn kein Dahlen gibt. „Was der Joseph für Augen machen wird, wenn
ich mit der Mundharmonika heraustrade.“ Strahlend über das ganze
Gesicht führt er sie an die Lippen. Und er sollte hier bleiben? Und
wenn er mit seinen eigenen Händen den Schnee von den Schienen
schaffen müßte.

„Alles einsteigen nach M.“, tönt die schmerzende Stimme des
Beamten durch den Wartesaal. Das ist ein Stoß und Hasen,
da will jeder der Erde sein, die Tannen werden aufgerissen, die Blätter
gestäubt; ist man erst einmal, dann wird sich ja wohl auch das elterne
Angeräum in Bewegung setzen. Das pflastet und schneit noch ein bißchen,
und dann geht es mit der schneefallenden Bahn hinaus aus der schneefallenden
Bahnhofshalle, hinaus in Schnee und Dunkelheit!...

Er Schneesprung hat seine Schuldigkeit getan. In jansender
Eile, gilt es doch, eine mehrstündige Verspätung einzubringen, flücht
das Dampftrupp vorwärts durch die Gänge. So weit das Auge reicht,
glitzert die weiße Nacht, auf die der Mond einen Silberseiler wirft.
Aus den Dörfern blüht die und da der Lichterbaum herüber, dort ist der
heilige Christ schon eingeleitet. Jetzt sehen sie ganz nahe aus dem
Bahnhofschaos das strahlende Lichtermeer, meinen sogar den Jubel
der Nachtchorale zu hören. Und weiter geht's, immer weiter den Ber-
gen zu. Neugierig pflastet der Zug die Anhöhe hinan, schafft sich schau-
end über das städtische Hochgebirge hin, und dann geht's hinunter
ins Tieftal. Dort schütteln die alten Tannen das Haupt, da werfen
sie die weißen Mäntel ab, legen sie auf das schimmernde Glis.
Die Windsbraut lauert an der Ecke des stillen Grundes, reißt den
Schnee von Ast und Strauch, schwebert ihn hinunter, füllt den Hohl-
weg aus, und dann ein paar Schritte weiter legt er sich hin zum
Schlummer. Ihr Werk ist getan.

„Die verfluchte Teufelsede, hab' mir's gleich gedacht,“ brummt
der Zugführer. Der Zug steht, und ob auch, durch die Glut angeleitet,
mächtige, rotbeladene Dampfmaschinen zischend protestieren, er steht, er
wacht und weicht nicht von der Stelle. Doch schon haben sich dunkle
Gestalten. Es sind sie in der Nähe beschäftigten Streckenarbeiter mit
Schaufeln, die zur Hölle eilen.

Eingeschnitten in der Christnacht! Still zieht der Mond seine
Bahn, still ruht der Wald, nur die und da flücht ein Ast, dem die Schneelast
zu schwer geworden. Ein neugieriges Reh äugt verwundert nach
dem schwarzen Angeräum mit den glühenden Augen, dann geht es langsam
in den verdunkelten Wald zurück. Die Reisenden waren ausgegessen.
Das gleiche Ungemach liegt sie den Unterleib der Stände vergessen.
Der vornehme Herr im Pelzmantel neigte sich zu der alten, einfachen
Frau, die elegante Dame erwarnte die von Wärme sitzenden Kinder.
Nach einfühlender schwerer Arbeit war die Strecke fast frei.

Unter einer alten Tanne stand Georg. Er lauschte auf die aus
der Fern: herüberwühlenden Klänge. Zwölf Schläge! Mitternacht
schlug es auf der Tanne. O, er hatte sie erkannt. Unter Tannenzweigen
würde er ihren Schlag nicht verfehlen. Leise, wie träumend holt er seine
Mundharmonika aus dem Bündel. „Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft,
einsam wacht!“ entlockt er dem primitiven Instrument. Und die Töne
des alten und doch immer wieder die Herzen bewegenden Weihnachts-
liedes zittern durch den Wald. Die Arbeiter legen die Schaufel nieder,
die Reisenden, das Bahnpersonal, sie alle stehen ergriffen. Und vor
all diesen Menschen, so verschieden an Stellung, an Bildung, vor
ihnen allen verfinstert der Wald, die Einsamkeit, der Schnee, sie alle
vergessen das Ungemach der Straße, und vor ihrem geistigen Auge
erscheint der Stall zu Bethlehem, darinnen die himmlische Mutter
mit dem Gottessohne. Sie alle ohne Ausnahme fallen die Hände,
die Herzen öffnen sich in unendlicher Liebe dem göttlichen Kind. Von
bärtigen Lippen, aus Kindermund, jubelt es hinaus in den träumen-
den Wald: „Stille Nacht, heilige Nacht!“